

**Klaus Schatz SJ**

**»HIER FINDE ICH  
MEINEN ARMEN  
LEIDENDEN JESUS  
IN DIESEN ARMEN  
VERLASSENEN  
INDIANERN«**

**Der »Jesuitenstaat«  
im Spiegel der Berichte  
deutscher Jesuitenmissionare**

**Unseren Freunden und Wohltätern  
in Dankbarkeit  
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen  
Frankfurt am Main  
1992**

## WAS WAR DER »JESUITENSTAAT«?

Der sogenannte »Jesuitenstaat« in »Paraguay« hat immer wieder auf Freund und Feind eine eigentümliche Faszination ausgeübt. Ob als totalitäre Theokratie verschrien, ob als »verlorenes Paradies« (Caraman), als »heiliges Experiment« (Hochwälder) und »verwirklichte Utopie« verherrlicht: er läßt nicht kalt; er fällt aus dem Rahmen und scheint ein Unikum zu bilden. Was hatte es damit auf sich?

Zunächst einmal blieb dieses Experiment nicht das einzige seiner Art. Es gab schließlich einen ganzen Gürtel von »Jesuitenstaaten« in den von den spanischen Siedlern verschmähten Regenwald- und Savannengebieten östlich der Anden. Jedoch »Staaten« im Sinne eigenen Rechtes und eigener Souveränität waren es alle nicht; es waren Missionsbezirke, in denen die Jesuiten kraft Privilegs der spanischen Krone weitgehende Autonomie genossen. Die ersten, größten und entwickeltsten blieben die Reduktionen der Guaraní-Indianer im (damaligen) »Paraguay«, d. h. im Stromgebiet des Paraná und Uruguay; sie begannen 1609, erreichten ihre eigentliche Blüte seit 1700 und zählten schließlich durchschnittlich 100 000 Indianer. Andere »Missionsstaaten« schlossen sich weiter im Norden an, so die der Chiquitos und Mojos im Osten des heutigen Bolivien, die der Maynas am oberen Marañon (Amazonas). All diese Missionen, in denen zusammen vielleicht an die 200 000 Indianer lebten, verfielen mehr oder weniger, nachdem die Jesuiten durch königliche Order Karls III. 1767/1768 aus dem ganzen spanischen Reich vertrieben worden waren.

Von Beginn an war es das erklärte Ziel dieser »Reduktionen«, die Ureinwohner vor Versklavung und Ausbeutung, aber auch vor einem »Kulturchock« zu bewahren, der zu ihrem menschlichen Ruin führen mußte. Das Werk der Jesuiten ist nur zu verstehen als Fortsetzung jenes Einsatzes für die Befreiung der Indianer, der sich durch die Kolonialgeschichte Amerikas ebenso als roter Faden hindurchzieht wie die schreckliche Verquickung von Mission und Eroberung. Der Dominikaner Las Casas ist für diesen Befreiungskampf die herausragende, aber keineswegs die einzige Gestalt. Selbst die Idee der »Reduktionen« ist keineswegs eine Erfindung der Jesuiten. Es ging in ihnen darum, die in verstreuten Kleinsiedlungen lebenden oder halb-nomadisch umherziehenden Indianer in größeren Siedlungen zusammenzufassen (»reducir«: rückführen, zusammenführen), um sie unter der Leitung der Missionare gleichzeitig zum Christentum und zu »höherer Zivilisation« zu führen. Die ersten Reduktionen wurden bereits von Las Casas 1517 in Vera Paz (heute Guatemala) gegründet<sup>1</sup>. Es waren dann vor den Jesui-

<sup>1</sup> A. SAINT-LU, La Vera Paz. Esprit Évangélique et colonisation (Paris 1968).

ten vor allem die Franziskaner, welche seit 1580 vor allem in Paraguay die Reduktionen weiterentwickelten. Vieles, was man für eine Besonderheit des »Jesuitenstaates« hält, findet sich in Wirklichkeit schon bei den Franziskanern, nicht jedoch die rigorose Abschließung von den spanischen Siedlern und die Exemtion von allen wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen<sup>2</sup>.

Neu und spezifisch für die seit 1609 beginnenden Jesuitenreduktionen ist jedoch die hermetische Isolierung und Abschließung von der kolonialen Welt der spanischen Siedler. Die von Jesuiten geleiteten Indianersiedlungen lagen in geschlossenen Gebieten, in die kein Spanier Einlaß erhielt, Hunderte von Kilometern entfernt von den spanischen Siedlerstädten wie Asunción oder Santa Cruz de la Sierra; die von ihnen betreuten Indianer waren frei von jeglichen Diensten gegenüber den Spaniern, insbesondere von der »Encomienda«, d. h. der Verpflichtung, auf den Gütern der Grundbesitzer zu arbeiten. Schließlich waren die Reduktionen auch militärisch gesichert. Eine eigene Indio-Armee, mit Erlaubnis Madrids auch mit Feuerwaffen ausgerüstet, beschützte die Jesuitenreduktionen vor allem gegen die Sklavenjäger aus Sao Paulo, welche vorher jahrelang (von 1629 bis 1641) zahlreiche Reduktionen in Brand gesteckt und ihre Einwohner in die Sklaverei abgeführt hatten.

Es ging in diesen Siedlungen also darum, die indianischen Völker als solche zu erhalten und ihre Eigenart und ihre spezifischen Werte zu bewahren. Dennoch wäre es verfehlt, das damalige Werk der Jesuiten an modernen Idealen von »Inkulturation« zu messen. Wie die damaligen Jesuiten es verstanden, ging es ihnen darum, Menschen, die in den Wäldern »wie Tiere« lebten, erst einmal zu »menschlichem« und »zivilisiertem« Leben und dann zum Christentum zu führen. Zum Inbegriff »zivilisierten« Lebens gehörte Bekleidung ebenso wie Selbsthaftigkeit, Leben in festen Häusern (jede Kleinfamilie für sich, nicht mehr die früheren Gemeinschaftshütten) und feste staatliche Organisationsformen. Der Übergang, zumal von den Kleinsippen zu Großsiedlungen von 2000–6000 Einwohnern, wurde nicht selten als tief einschneidender Bruch erlebt und verlief keineswegs ohne Krisen, so sehr das Leben in der Reduktion auch wieder faszinierte<sup>3</sup>. Es war eher eine »Transkulturation«, die jedoch den Indianer in seiner realen Situation

2 Zu den Franziskaner-Reduktionen liegt jetzt die Arbeit von L. NECKER vor: *Indios Guaranies y Chamanes Franciscanos. Las primeras reducciones del Paraguay (1580–1800)* (Asunción 1990).

3 Dazu bes. B. MELIÀ, *El »modo de ser« Guaraní en la primera documentación jesuítica (1594–1639)*: *Archivum Historicum Societatis Jesu* 50 (1981), 212–33; auch in: DIERS, *El Guaraní conquistado y reducido, Ensayos de etnohistoria* (Asunción 1988), 93–120, ebenso ebd. 181–84: *Un disimulado cautiverio*.

nahm, wie er war, um mit ihm eine Veränderung zu bewirken, die zu einer neuen Identität führte<sup>4</sup>.

Innerhalb dessen, was nun einmal damals für die Jesuiten (und im Grunde für alle europäischen Zeitgenossen) als Inbegriff »zivilisierten« Lebens galt, haben freilich die Patres nach Möglichkeit versucht, Eigenart, Lebensformen und menschliche Werte dieser Völker zu respektieren und weiter zu pflegen. Dazu gehört außer der Pflege der einheimischen Sprachen der immer wieder falsch verstandene »Kommunismus« der Reduktionen. Gemeint ist die genossenschaftliche Wirtschaftsform, die vor allem auf Gemeinbesitz von Grund und Boden beruht. Es handelt sich hier um Anpassung an indianische Gewohnheiten und Sozialformen, keineswegs um Verwirklichung irgendeiner europäischen Utopie vollkommener Gütergemeinschaft und sozialer Gleichheit.

Eine unbestreitbare Leistung der Indianerreduktionen war eine funktionierende soziale Ordnung, die dem Einzelnen Sicherheit, Erfüllung der materiellen Bedürfnisse und gesellschaftliche Geborgenheit vermittelte. In vieler Hinsicht wurde in den Reduktionen ein relativ hoher humaner und sozialer Standard der öffentlichen Institutionen erreicht. So waren sie das erste größere Gemeinwesen, das ohne Todesstrafe auskam. Die Strafen waren relativ mild, vor allem verglichen mit der barbarischen Strafjustiz des vor-aufgeklärten Europas. Insgesamt erreichte die Ordnung der Reduktionen sicher einen hohen Grad der Akzeptanz seitens der Betroffenen und kam mit einem Minimum von Zwang aus. Es gab weder Hunger noch Bettlei und Arbeitslosigkeit, vielmehr ein ausgebildetes System öffentlicher Versorgung und Sicherung. Natürlich gab es auch keine »Freiheit« in unserem Sinne, aber die gab es für einen Großteil der europäischen Bevölkerung damals auch nicht, von den meisten anderen Indianern unter spanischer Herrschaft gar nicht zu reden, die in einer Form von Quasi-Sklaverei lebten. Im übrigen waren Arbeitszeiten und Arbeitshytmus human und gemächlich, von Rücksichtnahme auf Menschen geprägt, denen ein europäisches Leistungsstreben fremd war. Und schließlich war das Leben in den Reduktionen geprägt durch mancherlei bunte Abwechslungen, durch Feste, Prozessionen, Schauspiele, Theater und sehr viel Musik.

Dabei wurde in den Guaraní-Reduktionen in der Zeit ihrer eigentlichen Prosperität, die seit dem Ende des 17. und dem Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzt, ein erstaunlicher zivilisatorischer und kultureller Standard erreicht. Wer damals aus Buenos Aires, Asunción oder Cordoba in eine der Reduk-

4 B. MELIÀ, *Roque González en la cultura indígena*, in: MELIÀ (vorige Anm.), 130–159, bes. 143.

tionsstädte reiste, hatte keineswegs den Eindruck, von der Zivilisation in den Busch zu kommen, sondern im Gegenteil: aus primitiven und schmutzigen Behausungen in gepflegte, saubere Städte mit breiten Straßen und Plätzen und schmucken, künstlerisch wertvollen Kirchen zu gelangen. Die Barockkirchen hätten sich auch im zeitgenössischen Europa sehen lassen können; in Ansätzen entwickelte sich auch in der Plastik so etwas wie ein einheimischer Stil.

Der schwerwiegendste Mangel ist sicher der Paternalismus der Reduktionen. Die Jesuiten waren und blieben den Indianern gegenüber »Väter« im Verhältnis zu ewig unmündigen »Kindern«. Obligatorische Tugenden dieser »Väter« waren sicher Milde, unendliche Geduld und Selbstaufopferung, schließlich Einfühlungsbereitschaft in eine ganz fremde Denkweise. Aber zu wirklichem Austausch und zu echter Partnerschaft kam es nie oder äußerst selten. Ob und in welchem Maße dieser Mangel angesichts der realen Kultur- und Mentalitätsdifferenz unvermeidlich war, ob der Vorwurf an die Jesuiten, sie hätten Erziehung zur Selbständigkeit versäumt, zu Recht besteht, ob er an der realen Situation vorbeigeht, ist eine unter Historikern wie auch Völkerkundlern nach wie vor umstrittene Frage.

Wie sieht nun die Wirklichkeit der Reduktionen aus der Perspektive deutscher Jesuiten und geschrieben für deutsche Leser des 18. Jahrhunderts aus?

#### DEUTSCHE JESUITEN ALS GESCHICHTSQUELLEN

Der Anteil deutscher Jesuitenmissionare bei Aufbau und Entwicklung der Indianer-Reduktionen ist ganz erheblich. Vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Vertreibung der Jesuiten 1767/1768 waren etwa ein Viertel der in den Reduktionen arbeitenden Jesuiten (insgesamt etwa 120) »Deutsche«, d. h. aus dem Heiligen Römischen Reich oder der Schweiz stammend; grob geschätzt war ein weiteres Viertel Italiener, ein Viertel Spanier und ein Viertel »Kreolen« (in Südamerika geborene Europäer). Nicht nur als Missionare, sondern auch als Musiker, Orgelbauer, Handwerker, Architekten haben sich viele dieser Patres und auch Brüder unschätzbare Verdienste erworben; es genüge nur, als zwei für viele, P. Anton Sepp aus Kaltern in Südtirol für die Guaraní-Reduktionen<sup>5</sup> und den Schweizer P. Martin Schmid für die Chiquitos-Reduktionen<sup>6</sup> zu nennen. Der materielle Fort-

<sup>5</sup> Biogr.: J. MAYR, Anton Sepp. Ein Südtiroler im Jesuitenstaat (Bozen 1988).

<sup>6</sup> F. PLATTNER, Ein Reisläufer Gottes (Luzern 1944); P. Martin Schmid SJ 1694–1772. Seine Briefe und sein Wirken, wissenschaftlich bearb. v. P. DR. R. FISCHER (Beiträge zur Zuger Geschichte 8, Zug 1988).

schrift in den Reduktionen, speziell im Bereich von Handwerk und Architektur, ist zu einem großen Teil dem Wirken von deutschsprachigen Jesuiten zu verdanken.

Einige dieser Patres haben nicht nur gearbeitet, sondern auch geschrieben. Ihre Berichte, z. T. erst später aus Privatbriefen zusammengestellt oder überhaupt erst in unseren Tagen veröffentlicht, zählen zu den bedeutendsten historischen Quellen über das Leben in den Reduktionen, ja, wie Dobrizhoffer und Paucke, zu den Anfängen der modernen Ethnologie. Drei von ihnen sind an erster Stelle zu nennen. Es ist einmal der Südtiroler Anton Sepp, der seit 1691 in den Guaraní-Reduktionen wirkte. Seine zuerst 1697 in Nürnberg gedruckte und aus seinen Heimatbriefen zusammengestellte »Reißbeschreibung«<sup>7</sup> sowie seine späteren weniger verbreiteten Werke »Continuation«<sup>8</sup> und »Paraquarisches Blumengärtlein«<sup>9</sup> gehören nicht nur zu den wichtigsten und bekanntesten, sondern auch zu den köstlichsten und ergötzlichsten Berichten. – Wesentlich ausführlicher und detaillierter sind freilich die Berichte von zwei österreichischen Jesuiten, die etwa ein halbes Jahrhundert nach Sepp wirkten und welche die Austreibung der Jesuiten und das Ende der Reduktionen miterlebten. Beide berichten freilich nur am Rande über die Guaraní-Reduktionen; sie wirkten unter den Reitervölkern des Gran Chaco. Es ist einmal Martin Dobrizhoffer mit seiner dreibändigen »Geschichte der Abiponier, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay«<sup>10</sup>, einem ethnologisch ungeheuer reichhaltigen Werk. Der andere ist Florian Paucke. Seine Aufzeichnungen unter dem Titel »Hin und her. Hin süße und vergnügt – her bitter und betrübt« (wobei mit letzterem die Vertreibung 1767 gemeint ist) waren im Stift Zwettl in Böhmen verborgen, wohin er sich nach der Aufhebung des Ordens 1773 zurückgezogen hatte; auszugsweise seit dem 19. Jahrhundert bekannt, wurden sie zuerst vollständig 1942–44 in spanischer Übersetzung an der Universität Tucumán veröffentlicht, im Original 1958–66 durch Etta Becker-Donner<sup>11</sup>. Diese drei Werke sind aber keineswegs die einzigen Berichte. Eine Fülle interessanter Materials, besonders Missionarsbriefe, und dies keineswegs nur aus Paraguay, sondern auch aus den Reduktionen der Chiquitos, Mojos, Maynas und

<sup>7</sup> P. A. SEPP und A. BÖHM, Reißbeschreibung, wie dieselben aus Hispanien in Paraquarien kommen. Und Kurtzer Bericht der denkwürdigsten Sachen selbiger Landschaft, Völkern und Arbeitung der sich all dort befindenden PP. Missionariorum (Nürnberg 1697).

<sup>8</sup> A. SEPP, Continuation oder Fortsetzung der Beschreibung (Ingolstadt 1710).

<sup>9</sup> Es war mir leider nur in der spanischen Ausgabe von W. HOFFMANN (Buenos Aires 1974) zugänglich.

<sup>10</sup> Wien 1783–84.

<sup>11</sup> Zwettler-Codex 420, ed. E. BECKER-DONNER, 2 vol. (Wien 1959–66).

des Orinoko-Gebiets, enthält der »Große Welt-Bott«, eine Art deutsche jesuitische Missionszeitschrift, der 1726 durch P. Josef Stöcklein begründet wurde<sup>12</sup>. Erst in den letzten Jahrzehnten veröffentlicht sind aufschlußreiche Berichte über die Chiquitos-Missionen von P. Julian Knogler<sup>13</sup> und von P. Martin Schmid<sup>14</sup>. Seit 1791 bekannt, aber auf Latein verfaßt und noch nicht auf Deutsch übersetzt ist der Bericht von P. Franz Eder, der in der Zeit vor der Vertreibung in den Mojos-Reduktionen lebte<sup>15</sup>.

#### WERT UND GRENZEN DER BERICHTE

Eine erste generelle Beobachtung drängt sich auf: Diese Berichte sind an allem interessiert. Sie berichten in ungeheurer Breite über Klima, Bodenverhältnisse, über Tier- und Pflanzenwelt, selbstverständlich über alle Sitten und Gebräuche der einheimischen Völker. Über all das erfuhr der europäische und speziell deutsche Leser noch im 18. Jahrhundert vor allem durch die Missionare. P. Sepp hält es nicht für unwichtig, seinen Mitbrüdern die versprochene Auskunft zu geben, ob tatsächlich, wie behauptet wird, die Magnetnadel vom Äquator an schnurstracks ihre Richtung ändert und zum Südpol zeigt: dies sei jedoch nicht der Fall; sie zeige auch auf der Südhalbkugel nach Norden<sup>16</sup>. Kenntnisse, von denen man erwarten möchte, sie müßten seit zwei Jahrhunderten praktischer Erfahrung den gebildeteren Europäern bekannt sein, waren es tatsächlich noch nicht.

Die auffallendste Lücke ist, daß die Berichte fast nichts über die traditionelle Religion der Einheimischen enthalten. Entweder heißt es stereotyp, daß die Indianer »ohne Gott, ohne Obrigkeit, ohne Gesetz« leben, daß sie »weder Gott noch den Teufel anbeten«, so daß man wahrhaft sagen könne, »der Bauch allein wäre ihr Gott«<sup>17</sup>. Oder – so bei Dobrizhoffer – der Missionar weiß zwar um einen Monotheismus der Einheimischen, findet jedoch keine lebendige Religion; dann ist der Tenor: Ihr wißt zwar um Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde – aber ihr erweist ihm keine Verehrung; ihr wißt nicht, wie ihr ihn anbeten sollt; ihr kennt nicht seine Gebote und Ver-

bote; ihr wißt nicht, was er verheißt und androht<sup>18</sup>. Die wirkliche gelebte Religion speziell der Guaraní, eine Religion des »inspirierten Wortes«, erfahren in den »sakramentalen« Medien von Gesängen, rituellen Tänzen und Festen<sup>19</sup>, kommt in diesen Berichten nicht vor.

Eine weitere Beobachtung drängt sich auf: *Keine Rolle* spielen irgendwelche *missionarischen Utopien*, auch nicht die spätere, aber z. T. schon in Europa im 18. Jahrhundert ausgebildete Vorstellung des »Jesuitenstaates« als »realisierte Utopie«. Jedoch drückt sich wohl gerade in diesem Verzicht auf eine Utopie, die im Grunde immer eine Projektion europäischer Ideale oder Nostalgien wäre, mehr an Bereitschaft auf Einlassen auf die Indianer und pädagogische Anpassung an ihre Eigenart aus. Die Tendenz der Berichte zielt durchweg auf Ernüchterung ab, schon deshalb, weil ihr Ziel meist nicht ist, um jeden Preis Missionsbegeisterung zu wecken, sondern Ungeeignete fernzuhalten. Deshalb wird durchweg betont, bei diesen Völkern müsse der Missionar alles sein, »er muß seyn« – so Sepp – »der Koch, Dispensator, Procurator, oder Einkauffeß, Ausgeher, Kranken-Warter, Leib-Arzt, Baumeister, Garter, Weber, Schmid, Mahler, Müller, Beck, Corregent, Schreiner, Haffner, Ziegel-Brenner und was noch mehr Aempter sein mögen in einer wohlangeordneten Republic«<sup>20</sup>. Missionsaspiranten sollen ernüchtert werden; sie sollen vorbereitet werden auf das, was sie erwartet, vor allem darauf, daß sie sich um alles kümmern müssen. Deshalb wird, wie es scheint, manchmal die Unselbständigkeit der Einheimischen noch stärker betont als es der Realität entspricht. Wenn Sepp beispielsweise berichtet, in seiner Siedlung funktioniere überhaupt nichts, weder Gemeindeverwaltung noch Schulunterricht noch Krankenpflege, wenn er nicht ständig nach dem Rechten schaue<sup>21</sup>, dann muß man doch sagen: Das kann doch so nicht stimmen; dann wäre ja alles zusammengebrochen! Wenn man bedenkt, daß nur zwei und manchmal nur ein Jesuit in jeder dieser Reduktionsstädte von mehreren 1000 Indianern waren, daß es damals auch noch keine Missionsschwestern gab, dann muß doch das Meiste still und selbstverständlich in einheimischer Hand funktioniert haben, freilich meist nur so lange, wie klare Weisungen vorlagen und nicht selbständige Entscheidungen vonnöten waren.

Es sind also diese Berichte nicht in jedem Falle objektive Beschreibungen von Sachverhalten. Sie geben auffallende Eindrücke wieder;

12 Zit.: WB. Wichtige Notizen über die Orinoco-Mission in den Briefen (zit.: Br.) 229, 324f, 391, 447, 545, 563f, 638; über die Maynas: 20–23, 26, 111, 281f, 326–33, 388–90, 561, 565; über die Mojos: 50, 112, 165–67, 170, 205, 439–46, 544; über die Chiquitos: 542, 556f, 562; über die Guaraní: 169, 543, 558–60, 637, 640.

13 Archivum Historicum Societatis Jesu 39 (1970), 268–345.

14 Vgl. Anm. 6, zweiter Titel.

15 Jetzt in span. Übersetzung und kommentiert: FR. J. EDER, Breve Descripción de las Reducciones de Mojos, hsg. und übers. von J. M. BARNADAS (Cochabamba 1985).

16 Reißbeschreibung, 69.

17 So KNOGLER (Anm. 13), 330; vgl. DOBRIZHOFFER II 79f.

18 DOBRIZHOFFER I, 102.

19 Vgl. B. MELIÁ, De la religión Guaraní a la religiosidad Paraguaya: una sustitución, in: MELIÁ (Anm. 3), 160–73; DERS., El Guaraní: experiencia religiosa (Asunción 1991).

20 Reißbeschreibung, 220; vgl. ebd. 230f; Continuation, 163f; fast wörtlich übereinstimmend SCHMID (Anm. 6), 103.

21 Reißbeschreibung, 220, 230f; Continuation, 163f.

was aber in ihnen unmittelbar bezeugt wird, ist Selbstverständnis und Ethos des Missionars. Und dieses besteht in allen Berichten darin, daß er um Christi willen zu den letzten Menschen am Rande der Welt, »zu den armen verlassenen Indianern« geht, und nicht die Verwirklichung eines eigenen Traumes sucht. Es ist bei P. Sepp gerade die Armut der primitiven, noch mit Stroh gedeckten, aus Lehm gebauten und aus einem Boden aus gestampftem Lehm bestehenden Hütten, in denen er Christus findet. »Wahrlich, wahrlich ... hier finde ich recht meinen armen leidenden Jesu in diesen armen, verlassenen Indianern. Hier wird mein Hertz mit unaussprechlichem Trost erfüllet, so oft ich in dergleichen Krippen meines Jesu hinein gehe«<sup>22</sup>. Zu dieser »Selbstentäußerung« des Missionars gehört als eiserne Regel die Anpassung in der Sprache. P. Julian Knogler aus den Chiquitos-Missionen wettet gegen diejenigen, die von Europa aus gescheitete Bücher schreiben und genau wissen, was man den Heiden sagen müsse. Das einzige, worauf es ankomme, sei, sich mit großem Vertrauen auf Gott und das Evangelium uneigennützig zu den Indianern zu begeben, ohne Furcht vor Unbequemlichkeiten, ihre Sprachen und Sitten lernen und dann den Glauben verkünden. Die Missionare müßten reden wie die Indianer. Dies allein entspreche dem Brauch der Apostel, die die Sprache der Heiden geredet und nicht den Heiden die ihre beigebracht hätten<sup>23</sup>. In Kontrast zu dem Desinteresse für die Religion der Indianer steht das sehr große Interesse für ihre Sprache – und nie wird Spanisch als Umgangssprache eingeführt, selbst nicht dann wenn, wie bei den nördlicheren Missionen der Chiquitos, Mojos und Maynas, eine totale sprachliche Zersplitterung herrscht, in einem einzigen Dorf bis zu zehn verschiedene Sprachen gesprochen werden und vielleicht kaum eine Sprache von mehr als 1000 Individuen gesprochen wird<sup>24</sup>. In diesen Fällen wird irgendeine verbreitetere Indianersprache (etwa Ketschua oder Aymara als die Umgangssprachen des alten Inkareiches) oder auch – so bei den Mojos – die Sprache der Ethnie, die zufällig zuerst missioniert wird, eingeführt; sie wird von den Kindern an gelernt und setzt sich so allmählich, vor allem durch Heiraten zwischen den verschiedenen Ethnien, durch.

Eine *Begrenzung* ergibt sich einfach aus dem *zeitlichen Rahmen*. Deutsche Missionare wirken in den Reduktionen, von wenigen Einzelfällen abgesehen, erst ab etwa 1685. Sie berichten also nichts über die Anfangsphase der Guarani-Reduktionen, die seit 1609 begannen, weder über die ersten Me-

<sup>22</sup> Reißbeschreibung, 242f.

<sup>23</sup> KNOGLER (Anm. 13), 338.

<sup>24</sup> Entsprechende Notizen in WB, Br. 332, S. 87f; 561, 54 B; 170, 70 B; 325, 73 A; Eder (Anm. 15), Nr. 92 (Ed. Barnadas, 42f).

thoden der Missionierung noch über die Jahre des Paulistanerkrieges bis 1641, noch über die erst allmähliche Herausbildung der politischen, sozialen und ökonomischen Strukturen der Reduktionen. Ihre Berichte sind nicht zeitgenössisch mit der »Conquista espiritual« von P. Ruiz de Montoya. Sie *stammen samt und sonders aus den letzten 70 Jahren* und beschreiben ein *bereits fest gefügtes und konsolidiertes System*. Freilich nehmen innerhalb dieses festgefügt institutionellen Rahmens die materiellen Bedingungen in dieser Zeit einen sehr bemerkenswerten Aufschwung.

Fragen wir nun weiter: Wie sieht das Gesamtbild der Reduktionen bei diesen Autoren aus, speziell im Spannungsfeld von »reduziertem« Leben, traditioneller Lebensweise der Indianer »in den Wäldern« und »kolonialistischer« Einfügung in die Welt der Spanier? Und dann zweitens: wie sieht das Indianerbild der Autoren aus?

#### WIE WIRD DIE REDUKTION GESEHEN?

Die Reduktionen sind eine Einrichtung innerhalb des spanischen Kolonial- und Patronatssystems, ermächtigt durch königliche Privilegien – und doch existieren sie in betonter Eigenständigkeit, ja Distanzierung von der Welt der kreolischen Encomenderos (Grundbesitzer). Diese Spannung ist bei allen Autoren vorhanden; und dennoch werden die Akzente unterschiedlich gesetzt. Am schärfsten scheint die Abgrenzung von der kolonialen Welt der Spanier bei Sepp, der an deutsche Familienangehörige und nicht mit der Absicht der Veröffentlichung schreibt. Zwischen Spaniern und Indianern gibt es »keine Gemeinschaft, Handelschaft und Schacherey ... Die größte Ursach will diese seyn: daß neben dem, daß die Spanier vielen Lastern ergeben umb welche unsere einfältige gute Indianer noch bißhero nichts wissen: solche aber durch ihre Gemeinschaft gleich ergreifeten: so machen sie aus denen Indianern, denen die Natur die liebe Freyheit gegeben, Sklaven und Leibeigene, tractiren hernach diese, obwohl sie Christen, wie Hund, wie Bestien, und verderben alles, was die Patres so viel Arbeit und Schweiß gekostet«<sup>25</sup>. Diese Abgrenzung ist bei ihm ebenso scharf und klar wie die gegenüber dem Heidentum, gegenüber dem Leben »in den Wäldern«. Das Leben mit den Spaniern ist für die Indianer keine christliche Alternative; es bedeutet Sklaverei, Unterdrückung, Korruption durch schlechtes Beispiel und Alkohol; ja, in ihm ist kein Heil und keine ewige Rettung, genau so wenig wie im Heidentum<sup>26</sup>. Überläufer von den Spaniern werden daher

<sup>25</sup> Reißbeschreibung, 198.

<sup>26</sup> Continuation, 93–100.

auch nie übergeben, sondern finden in der Reduktion Aufnahme<sup>27</sup>. Die Reduktion allein ist Ort des Heiles, sei es in materieller, sei es in geistlicher Hinsicht. Sie ist Befreiung nicht nur von der »tierischen« Lebensweise im Heidentum, sondern auch Befreiung und Schutz vor den Spaniern. »Wir ergeben uns denen Vätern, welche allein uns von der Spanischen Tyrannei erledigen können«; so lautet das Fazit der heidnischen Tobatiner bei ihrem Entschluß, sich den Jesuiten zu unterstellen<sup>28</sup>.

Fast ebenso deutlich ist diese Abgrenzung bei Paucke<sup>29</sup>. Durch unkontrollierten Kontakt miteinander kommen sowohl bei den Spaniern wie bei den Indianern die jeweils schlechtesten Anlagen zur Entfaltung; hier hilft nur rigorose Trennung. Verlegung der Reduktionen möglichst weit weg von den spanischen Siedlerstädten<sup>30</sup>.

Der immer wieder erwähnte »Paternalismus« der Reduktionen ist hier die Voraussetzung dafür, daß die Reduktionen innerhalb des kolonialen Systems ihre Schutzfunktion für die Indianer erfüllen können, während umgekehrt die spanischen Siedler es nach Paucke sehr wohl verstehen, an die »Mündigkeit« der Indianer zu appellieren (dürfen diese nicht mit ihrem Eigentum machen, was sie wollen?), um sie desto leichter ausbeuten zu können<sup>31</sup>. Wohl berichtet Paucke auch von der Hilfe der spanischen Städte und ihrer Kommandanten zum Aufbau der Reduktionen der Mocobier. Aber er stellt klar, daß ihre Ziele und die der Missionare nie zur Deckung zu bringen sind: die Spanier seien nur an ihrer Ruhe interessiert; die Patres sollen die unruhigen Chaco-Indianer zähmen, damit sie nicht mehr die Siedlerstädte überfallen; mögen die Indianer sich auch gegenseitig umbringen, das interessiert nicht<sup>32</sup>. Das einzige Heil ist schon räumlich die möglichst weite Entfernung. Und bei allen Autoren wird eines zweifelsfrei klargelegt: Mestizierung oder Integration in die koloniale Welt war in keiner Weise das Ziel der Jesuiten und die Bestimmung, die sie für die Indianer hatten, sondern Entwicklung einer indianischen christlichen Kultur und Identität, die auf der einen Seite einen radikalen Bruch mit der traditionellen Lebensweise bedeutete, auf der andern Seite möglichst vollkommene Isolierung von der Welt der europäischen Siedler.

Entsprechend betonen die Jesuiten immer bei der Begegnung mit noch nicht christlichen Gruppen, daß sie anders sind als die Kolonisatoren, wel-

27 Ebd., 416.

28 Ebd. 435–39, 481.

29 Vor allem Zwtzler-Codex, 253f, 258.

30 Ebd. 322–26.

31 Ebd. 322f

32 Ebd. 260, 264f

che die Indianer ausbeuten und zugrunderichten: sie haben keine materiellen Interessen und sind nur um des geistliches Wohls der Indianer willen hierher gekommen. Die entscheidende Erkenntnis, auf die alles ankommt, lautet daher: Die Jesuiten sind anders als die Spanier; sie wollen unser Wohl und lieben uns wie Väter ihre Kinder<sup>33</sup>. Die Bereitschaft oder Nicht-Bereitschaft zu dieser Differenzierung scheidet die Indianer. Denn für die Indianer, die sich den Jesuiten widersetzen, stecken die letzteren mit den »Spaniern« unter einer Decke und verraten letzten Endes die Indianer an die Spanier<sup>34</sup>.

Etwas unterschiedliche Akzente tauchen bei Dobrizhoffer auf, dessen Werk 10 Jahre nach der kirchlichen Aufhebung des Ordens, 16 Jahre nach dem Ende der Reduktionen in Wien veröffentlicht wird. Bei ihm werden die oben genannten Aspekte nicht geleugnet. Es treten jedoch andere hinzu, die historisch keineswegs unzutreffend sind, aber jetzt aus apologetischen Gründen viel stärker betont werden, als bei den Autoren vor ihm. Um das Unrecht der Vertreibung herauszustellen, betont er ständig die Nützlichkeit der Reduktionen für die Krone, das Reich und die Spanier. Die Guaraní waren stets treue Untertanen des Königs, die »im königlichen Heere dienten« und für Spanien ihre Schlachten schlugen, »so oft man etwas wider die kriegerischen Wilden, wider die Portugiesen und ihre so viel Mal belagerte und weggenommene Kolonie, oder wider die aufrührerischen Bürger der Stadt Assumption<sup>35</sup> unternahm«. »Die Quaranier gehorchten den Jesuiten nicht wie Knechte ihrem Herrn, sondern wie Söhne ihrem Vater, und als solchen, denen der katholische Monarch selbst die Obsorge über sie aufgetragen hatte. Wir regierten sie nach den spanischen Gesetzen; und der Nutzen davon fiel auf die Monarchie zurück«. Man habe zwei Jahrhunderte gearbeitet, »um die Quaranier aus einem herumziehenden Volke, aus Menschenfressern und den hartnäckigsten Feinden der Spanier zu Menschen, zu Christen, und zu Untertanen des katholischen Königs umzubilden«<sup>36</sup>. »Es hat uns nicht wenig Zeit und Mühe gekostet, bis sich diese übermächtige, und auf ihre Freyheit ärger noch als das Gewild erpichte Nation unter die göttlichen und königlichen Befehle schmiegte«<sup>37</sup>. Unterwerfung unter Gott und den König scheinen hier geradezu eins zu sein. Das hindert Dobrizhoffer nicht, den Aufstand der Guaraní nach dem Madrider Grenzvertrag von

33 Ebd., 253f, 258.

34 SEPP, Continuation, 416, 418, 429, 441.

35 Damit wird auf den Comuneros-Aufstand von 1731 angespielt, der mit Hilfe von Guaraní-Truppen niedergeschlagen wurde.

36 DOBRIZHOFFER I 15f.

37 Ebd., 173; vgl. III, 476f.

1750 zu entschuldigen. Dieser zwang ja 7 Reduktionen, die östlich des Rio Uruguay lagen und deren Territorium jetzt zu Portugal kam, zur Umsiedlung. Das führte zur Revolte der betroffenen Indianer; es sind die Geschehnisse, die, wenngleich in verfremdeter Darstellung, im Film »Mission« ausgestaltet worden sind. Dobrizhoffer entschuldigt die aufständischen Indianer; aber er entschuldigt sie als enttäuschte Patrioten: Würden nicht die Deutschen, die Spanier und Franzosen ein Gleiches tun, wenn ihr Souverän sie zwingen würde, ihr Vaterland ihren Feinden zu überlassen?<sup>38</sup> Mehr Schwäche des Verstandes als Boshaftigkeit des Herzens sei es gewesen: die Guaraní waren außerstande zu begreifen, daß der spanische König, für den sie immer gekämpft und für den sie ihr Leben hingegeben hatten, sie aus ihrer Heimat vertreiben wollte. Sie verdienten mehr Mitleid als Strafe. »Blos ihr angebohrner Haß gegen die Portugiesen, und ihre Vaterlandswuth verleiteten sie zu all den Unordnungen, in die sie sich blindlings stürzten«<sup>39</sup>.

Fragen wir nach dem Entwicklungsstand der Reduktionen, so ist dieser in den ersten beiden Schriften von Sepp noch nicht der der späteren Perfektion. Es ist die Zeit um 1700, eine Zeit des Übergangs. Wir haben noch nicht die Steinhäuser mit mehreren Räumen und Arkadengängen zu den Straßen hin, die Schutz vor Sonne und Regen bieten. Es sind noch primitive Lehmhütten, mit Stroh gedeckt, der Boden aus gestampftem Lehm, mit nur einem verräucherten Raum, zusammen mit Hunden und Katzen, die Türen aus Ochsenhaut<sup>40</sup>. Es ist die Armut der Indianer, in der P. Sepp in einer erbaulichen Meditation den armen Jesus findet. Aber es beginnt jetzt eine Kalkbrennerei, so daß jetzt Ziegeldächer gebaut werden; und die materielle Kultur macht generell Fortschritte, nicht zuletzt im Bau immer größerer und prunkvollerer Kirchen. Äußerst wichtig für die materielle Entwicklung der Reduktionen ist es, daß Sepp Eisen findet<sup>41</sup>. Er dankt Gott, daß er Eisen und nicht etwa Gold oder Silber gefunden hat, da letzteres zur Versklavung der Indianer durch die Spanier führen würde<sup>42</sup>. Ansonsten berichtet er bereits von einer hohen Blüte des Handwerks und besonders der Musik<sup>43</sup>, von Theater-Aufführungen, festtäglichen Tänzen<sup>44</sup> und - in religiöser Beziehung - von der innigen Andacht der Indianer zu Unserer Lieben Frau

38 Ebd. I, 23.

39 Ebd. I, 27.

40 Reißbeschreibung, 236-42.

41 Continuation, 279-85.

42 Ebd., 286-88.

43 Reißbeschreibung, 251-69.

44 Continuation, 351-57.

von Altötting, deren Bild und Verehrung er überall in seinen Reduktionen einführt und von der er berichtet, daß sie insbesondere in der Zeit der Epidemien viele wunderbare Heilungen vollbracht habe<sup>45</sup>.

In den späteren Berichten nehmen die Guaraní-Reduktionen immer mehr das Bild eines funktionierenden Wohlstandes an. Diese Tendenz tritt bereits deutlich in dem »Paraquarischen Blumengärtlein« Sepps von 1714 hervor. Dominierte in seinen früheren Schriften ein Bild der Reduktionen, das durch Krise, Labilität und prekäre Ausgangspositionen bestimmt war, so scheint nun der Eindruck ein ganz anderer zu sein: der unvoreingenommene Leser ist erstaunt und beeindruckt, welcher Grad kulturell-zivilisatorischer Entwicklung erreicht worden ist. Interessant ist die fast wörtliche Umkehr des bereits zitierten Satzes »Der Missionar muß allen alles sein: Koch, Schmied etc ..., und was es auch immer für Ämter in einem wohl geordneten Staat gibt«. Aber diesmal ist es nicht der Missionar, der alles zu sein hat, sondern es heißt einfach: Es gibt bei den Indianern all diese Ämter (die im einzelnen aufgezählt werden), »wie sie sich in einer wohl eingerichteten deutschen Reichsstadt finden«<sup>46</sup>. Noch enthusiastischer versteigt sich Sepp jetzt zu der Aussage: »Mit einem Wort: ... es findet sich unter der Sonne kein glücklicheres Volk als unsere Indianer ... Der günstige Leser möge alle sozialen Stände des Heiligen Römischen Reiches durchgehen, besonders die unseres armen Deutschland, und sich gegenwärtig halten, was ich nun berichten werde! Ich zweifle nicht, daß er mit mir übereinstimmen wird: Es gibt tatsächlich kein Volk, kein sozialer Stand des Menschengeschlechtes, der sich eines so friedlichen, ruhigen und freien Lebens, im zufriedenen Gebrauch des von Gott Gegebenen, erfreut wie diese Paraquarier«<sup>47</sup>. Bei Betschon, dessen Brief von 1719 im Großen Welt-Bott aufgenommen wird, taucht bereits ein Vergleich auf, der schon im 18. Jahrhundert weite Verbreitung findet, obwohl er sicher sowohl die Intention der Missionare wie die Realität der Reduktionen verfremdet: die genossenschaftliche Wirtschaftsform der Reduktionen nicht als einfache Anpassung an die soziale Realität der Indianer, sondern als Nachfolge der Gütergemeinschaft der Jerusalemer Urgemeinde in der Apostelgeschichte, wo alle alles gemeinsam hatten<sup>48</sup>. Und Dobrizhoffer liebt es, im Anschluß an Muratori, den Perfektionszustand der Guaraní-Reduktionen zu betonen, schon aus apologetischen Gründen: die Jesuiten haben es geschafft, diese Wilden zu zivilisierten und gesitteten Menschen und zu treuen Untertanen des spanischen

45 Ebd. 61f, 69f, 73-77, 135-45.

46 Paraquarisches Blumengärtlein Kap. 32 (ed. HOFFMANN, 184).

47 Ebd. (HOFFMANN, 186).

48 WB, Br. 169, S. 64 B.

Königs umzubilden<sup>49</sup>. Die perfekte »Zivilisierung« und »Domestizierung« der »Wilden« wird so zur Legitimation des Werks der Jesuiten vor der gebildeten und aufgeklärten europäischen Öffentlichkeit.

Ein Paradies auf Erden aber waren die Reduktionen zweifellos nicht. »Unglückseliges Paracuaria! in die letztere Welttheil von der Stiefmutter der Natur ausgeworfener Erd-Platz! allwo die ungeheure grimmige Tiger und vergiftete Schlangen ihren Sitz und Wohnstatt eingenommen. Also von der Menschen Gemeinschaft verlassen bis du, daß es das Ansehen gewonnen, mehrer der wilden Bestien Wohnung dann der Menschen Auffenthaltung zu seyn!«<sup>50</sup>. Dieser Seufzer entringt sich P. Sepp, als 1696 in seiner Reduktion S. Maria de la Fé die Masern 2500 Indianer hinwegraffen. Es gab zwei große Geißeln der Reduktionen. Die eine war die Bedrohung durch die Überfälle der Sklavenjäger von Sao Paulo. Nun war für die Guarani-Reduktionen der akute Existenzkampf gegen diese Gefahr seit 1641 vorbei. Häufiger mußten sich die Reduktionen in Paraguay gegen Überfälle heidnischer Indianer verteidigen<sup>51</sup>. Aber speziell die östlichen, nach Brasilien zu gelegenen Siedlungen befanden sich auch zur Zeit von P. Sepp in ständiger militärischer Alarmbereitschaft; allsonntäglich fanden Schießübungen statt, bei denen sich freilich zeigte, daß die Indianer viel besser mit Pfeil und Bogen als mit dem Gewehr umzugehen wußten<sup>52</sup>. Anders verhielt es sich in den nördlichen Reduktionen, denen größtenteils keine Feuerwaffen zur Verteidigung zur Verfügung standen. Dort wurde noch 1763 die Mojos-Reduktion S. Miguel von den Paulistanern während der Messe überfallen, der ganze Ort mitsamt der Kirche eingeäschert, alle Indianer versklavt und auch die beiden Patres verschleppt<sup>53</sup>. Die andere Geißel waren die Epidemien. Auch gegen relativ harmlose europäische Krankheiten fehlte den Indianern die Resistenz, so daß es immer wieder zu verheerendem Massensterben kam. P. Sepp berichtet über das Wüten der Masern in seiner Reduktion S. Maria 1695/96. Zu helfen suchte er mit allgemeinem Aderlaß, improvisiert eingerichteten Spitälern und allerlei selbst ausprobierten Hausmitteln; im übrigen hörte er den Sterbenden Beichte, lehrte die Mütter die Nottaufe und vermerkte als besonderes Wunder, daß selbst in dieser Zeit kein Kind ungetauft starb<sup>54</sup>.

49 DOBRIZHOFFER I, 169f.

50 Continuation, 128.

51 Ebd., 372–90.

52 Ebd., 360f.

53 EDER (Anm. 15), Nr. 94–96, 264–71.

54 Continuation, 104–45, vgl. auch 159–67.

Wie sieht das Indianerbild der Missionare aus? Das Bild und die Bewertung der heidnischen Indianer ist bei allen Autoren dasselbe: Es sind Menschen, die »wie Tiere« leben und erst einmal zu Menschen gemacht werden müssen. So schreibt P. Julian Knogler aus den Chiquitos-Reduktionen um 1770 aus der Rückschau: »Biß man also solche Geschöpf erstlich zu rechten Menschen, hernach zu Christen machet, brauchet es viel mihe, fleiß und große gedult nebst ausserordentlicher gnad gottes. Dan ein sittliches ordentliches Leben einzuführen, ein burgerliches, gemeinschaftliches wesen anzustellen under Leut von so vielerley sprachen, von einander aufsezigen gemütheren, die ohne haus, ohne gleidung, ohne beständigen wohnsitz, ohne gehorsam, ohne zucht, ohne handierung, ohne alle vorrichtung erwachsen und zu leben gewohnt seind, bey diesen, sage ich, auf einen hauffen, in einer versamlung von zwei, drey bis vier tausend eine ganz neue, ungewohnte, ja ihrer natur widrige ordnung einrichten, dies aber kostet nicht wenig, und solches in stand sezen, muß einmahl ein werk Gottes seyn«<sup>55</sup>.

Nie freilich vertreten Missionare eine naturgegebene und unüberwindliche Inferiorität der Eingeborenen. Ihre faktische Inferiorität gilt als kulturbedingt; es fehlt an Erziehung, nicht an Fähigkeiten. Freilich ist auch dieses Bild einigen Schwankungen unterworfen. Sepp zeichnet ein etwas anderes Bild als Paucke und auch Knogler und Schmid. Durchweg wird betont: die reduzierten Indianer sind genau so gute Christen wie die Spanier, ja in jedem Fall bessere als die in Amerika wohnenden Spanier, durch deren Gemeinschaft sie nur verdorben werden. Bei Sepp finden wir ständig das klassische, ein wenig idyllische Bild: die Indianer als liebe Kinder, gelehrig, folgsam, aber nie zur Selbständigkeit fähig<sup>56</sup>. Sie wirken mit manchen ihrer Sitten auf uns barbarisch; immer wieder berichtet er dem erstaunten Leser, welch wahnsinnige Mengen Fleisch sie auf einen Schlag vertilgen können, wie wenige Indianer in einer Nacht einen ganzen Ochsen verzehren können. Aber ansonsten sind sie gute und fromme Christen, lieben uns wie Kinder ihre Väter<sup>57</sup>. Sie sind im Grunde glücklich, weil sie viele Probleme nicht kennen: die frühe Ehe, durch den Pater vermittelt, löst die sexuellen Probleme; Mitgiftprobleme kennt man nicht; und bei der Gelegenheit bekommt das junge Ehepaar die Wohnung und das Stück Acker zur lebenslangen Pacht, alles, was es zum Leben braucht<sup>58</sup>. Was ihn beeindruckt, ist die Gelassenheit des

55 KNOGLER (Anm. 13), 312.

56 Reißbeschreibung, 220–25, 290–93, 310; Continuation, 367–72.

57 Reißbeschreibung, 18–23, 310.

58 Ebd., 246–49.

Sterbens bei den Indianern<sup>59</sup>, ferner die bereitwillige Hilfe und Solidarität, die er beim Aufbau einer neuen Reduktion durch die Indianer benachbarter Siedlungen erfährt, die ihm Vieh, Lasttiere und Saatgut unentgeltlich zur Verfügung stellen<sup>60</sup>. Was bei ihnen fehlt, ist Sinn für Zukunft und Vorsorge. »Wenn es ein Volk unter der Sonne gibt, welches das Wort Jesu ›Sorgt nicht für den morgigen Tag‹ auf den Buchstaben befolgt, so sind es unsere Indianer«<sup>61</sup>. Sie sind ungeheuer gelehrig und mit gutem Gedächtnis begabt, aber eines sehr kurzen Verstandes«<sup>62</sup>. Haben sie eine Vorlage, vermögen sie die kompliziertesten Aufgaben auszuführen; sich selbst überlassen, können sie nicht die primitivste Handarbeit ausführen«<sup>63</sup>. Und sowohl bei ihm wie bei so gut wie allen Autoren kommt ein Motiv ständig vor: der Zugochse, der kurzerhand geschlachtet wird, wenn die Arbeit langweilt, wobei der Pflug zweckmäßigerweise als Grill dient«<sup>64</sup>. So sind bei der Gründung der neuen Reduktion S. Juan Bautista am Ende von den 2000 Zugochsen, die dem Transport dienten, nur noch 300 übrig, die übrigen gebraten<sup>65</sup>. Man muß freilich hinzufügen, daß in Sepps späterem »Paraquarischen Blumen-gärtlein« stärker das Erstaunen über die positiven Qualitäten der Indianer vorzuherrschen scheint.

Weniger als bleibende Kinder und mehr als eigenständige Partner präsentieren sich die Einheimischen bei Florian Paucke, der freilich nicht unter den Guarani, sondern unter den Mocobiern, also einem der Gran-Chaco-Stämme wirkt. Paucke, ein Mann von seltener Behutsamkeit und Feinfühligkeit im Umgang mit den Indianern<sup>66</sup>, erzielte offensichtlich auch dadurch seine Erfolge, daß er nicht auf seiner Überlegenheit beharrte, sondern auch, z. B. beim Lernen der Sprache, sich durch die Indianer korrigieren ließ«<sup>67</sup>. Bekannt ist, wie er den Mocobiern das Furchenziehen beim Ackerbau beizubringen sucht. Er macht es vor – aber die Reaktion ist: »Pater, mach du weiter; du kannst es besser!«. Dann stellt er sich bewußt ungeschickt an – und da ist die Reaktion: »Das können wir noch besser!«<sup>68</sup> Bei ihm werden jedenfalls die Indianer, die anfangs nur auf ein bequemes Leben in der Reduktion gehofft haben, bewußt zur Verantwortlichkeit für ihre Reduktion

59 Ebd., 243–45; ebenso BETSCHON (WB, Br. 169, 63f).

60 Continuation, 255–57.

61 Reißbeschreibung, 299.

62 Ebd., 290.

63 Ebd., 290–93; Continuation, 367–72.

64 Reißbeschreibung, 302–09; Continuation, 209f; Zwettler-Codex 263f; WB, Br. 169.

65 SEPP, Continuation, 210f.

66 Vor allem Zwettler-Codex, 296 ff.

67 Ebd. 289f.

68 Ebd. 331, vgl. 284 f.

erzogen. Und ohne die Hilfe eines christlichen Kaziken, der seine Landsleute kennt und richtig einschätzt, würde Paucke den Schlichen eines anderen, noch heidnischen Kaziken hoffnungslos zum Opfer fallen; nur mit dessen Hilfe kann er sich zurechtfinden. Die heidnischen Germanen, so führt Paucke aus, waren nicht weniger unzivilisiert und wild als die Indianer, und sie wären es noch heute, wenn sie nicht missioniert worden wären. Ebenso haben die Indianer eine genau so gute Vernunft wie wir; nur muß sie richtig ausgebildet werden<sup>69</sup>.

Finden sich irgendwelche Spuren einer christlichen Integration von Elementen vorchristlicher Religiosität? Es versteht sich, daß die Autoren im allgemeinen an solchen Gegebenheiten, selbst wenn es sie gab und wenn, was noch unwahrscheinlicher ist, sie diese als solche wahrzunehmen imstande waren, speziell im Blick auf den europäischen Leser nicht interessiert waren. Im allgemeinen erfreuen sie den Leser mit dem Bericht über die möglichst vollständige Imitation der religiösen Formen des europäischen Barock und die bereitwillige Aufnahme dieser Formen durch die Indianer. So brachte Sepp ein Bild Unserer Lieben Frau von Altötting über den Ozean mit, stellte es in seiner Kirche auf und bemerkte, daß die Indianer diesem Bild eine unglaubliche Verehrung zollten und auch von der Muttergottes von Altötting wunderbare Hilfe in Krankheiten erfuhren<sup>70</sup>. Zu Weihnachten stellt er eine Krippe auf, führt den Brauch des »Kindlwiegens« ein und übersetzt deutsche Weihnachtslieder in Guarani<sup>71</sup>. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß diese bunten, die Sinne ansprechenden, immer mit Musik und häufig mit Tanz und Theater verbundenen Formen faszinierten und von den Indianern innerlich mitvollzogen wurden. Manchmal wurden sie auch in eigenständiger und spontaner Form rezipiert. So berichtet Knogler von lauten persönlichen Bitten in der Kirche nach dem Gottesdienst<sup>72</sup>. Es findet sich aber auch ein bezeichnendes und sehr interessantes Beispiel einer wohl unbewußten religiösen »Inkulturation« in der »Continuation« Sepps. Sie steht im Zusammenhang der Gründung der neuen Reduktion S. Juan Bautista, welche von einem Teil der Bevölkerung von S. Miguel das Verlassen ihrer bisherigen Heimat forderte. Bei dieser Gelegenheit stellt sich Sepp als neuer Moses dar, der sein Volk in ein Land führt, wo Milch und Honig fließt: »Gott hat uns befohlen, unsere alte Heimstatt zu verlassen und zu einer neuen berufen: Johannes der Täufer geht uns voran«<sup>73</sup>. Es

69 Ebd. 554f, 562, 573.

70 Continuation, 135–45.

71 Ebd., 242–47.

72 KNOGLER (Anm. 13), 340.

73 SEPP, Continuation, 320.

scheint hier, daß ein Motiv der traditionellen Guarani-Religiosität hier in Formen der christlichen Heilsgeschichte wiederkehrt. Es ist die Suche nach dem »Land ohne Böses«, die bei den periodischen Wanderungen nach der Auslaugung der mit primitivem Hackbau bewirtschafteten Felder mit-schwang und dort durchaus einen konkret-diesseitigen Sinn hatte. Religiöse Erfahrung, Erfahrung göttlicher Führung, hatte für die traditionelle Guarani-Religiosität immer mit dem »Land« zu tun<sup>74</sup>. Und es scheint, daß sich dies in der Jesuitenzeit fortsetzt. Als nach dem Madrider Grenzvertrag von 1750 die 7 Reduktionen östlich des Rio Uruguay die Evakuierung verweigern und ihre Heimat verteidigen, ist ihr Boden »das Land, das uns Gott gegeben hat«<sup>75</sup>.

#### METHODEN DER EVANGELISIERUNG

Was berichten unsere Autoren über Methoden und Schwierigkeiten der Evangelisierung? Mit welchen Motiven werden diese meist sehr kleinen Gruppen dazu gebracht, sich niederzulassen und sich der Leitung der Patres zu unterstellen? Knogler und Schmid liefern uns wertvolle Informationen über die »geistlichen Jagden«, die in den Chiquitos-Missionen üblich waren<sup>76</sup>: Der Missionar streift mit vielen bereits christlichen Indianern durch die Wälder (manchmal waren es auch die Indianer allein, die in Gruppen bis zu 300 auszogen, um mit heidnischen Kleingruppen Kontakt aufzunehmen); hin und wieder steigt ein Indianer auf einen hohen Baum, um vielleicht ein Feuerzeichen zu entdecken, das von einer kleinen Menschengruppe zeugt. Hat man eine solche ausgemacht, so wird sie umzingelt, so daß sie nicht entkommen können, jedoch – so betont Knogler – »ganz und gar nicht dessentwegen, als wolten wir selbe mit Gewalt hinwegnehmen, sondern nur damit man sie zur Red bekommen und ihnen das Ziel und End unserer Ankunft andeuten könne«<sup>77</sup>. Was dann als *Motiv* einzig zieht, ist die *Sicherheit vor Hunger und Feinden* in der Reduktion. »Wenn man ihnen da von Gott oder von der Seel etwas redet, kombt es ihnen freilich ganz frembd vor, das andere aber machet ihnen einen eintruk«<sup>78</sup>. Knogler verhehlt nicht, daß sehr oft die so Angesprochenen sich »aus liebe ihrer freyheit und schon angewohnten lebensarth« weigerten. In diesem Falle mußte die Weigerung respektiert werden: direkten Zwang auszuüben, wo Gruppen kategorisch

<sup>74</sup> MELIÀ, El Guaraní: experiencia religiosa (Anm. 19), 63–78 (»La tierra sin mal«).

<sup>75</sup> MELIÀ (Anm. 3), 184–92.

<sup>76</sup> KNOGLER (Anm. 13), 285f, 326–28; SCHMID (Anm. 6), 114f

<sup>77</sup> KNOGLER (Anm. 13), 327.

<sup>78</sup> Ebd. 328; ähnlich SEPP, Continuation, 46f.

nicht reduziert und missioniert werden wollten, widersprach den Prinzipien gewaltloser Mission; außerdem fehlten normalerweise dazu die physischen Möglichkeiten. Freilich schlug man dann nicht selten einen Kompromiß vor: einige sollen mitgehen und sehen, wie es sich in der Reduktion lebt; sie kehren dann später wohlverpflegt und mit Geschenken beladen zurück. Gelingt es aber, eine größere Gruppe mitzuführen, dann findet für sie, wie außer Knogler auch Martin Schmid berichtet, ein besonders festlicher Empfang in der Reduktion statt: Mit Musik und Tanz kommt man ihnen entgegen, begleitet sie in die Kirche, wo erst einmal ein feierliches Tedeum gesungen wird. Danach werden den Neuen zunächst einmal Kleider zur Bedeckung ihrer Blöße gegeben. Es folgt ein festliches Essen; dann werden Geschenke ausgeteilt, Schmuckstücke, aber auch so nützliche Dinge wie eiserne Äxte<sup>79</sup>. Anschließend werden den Neuen ihre Wohnungen zugewiesen; so werden sie in das Milieu der Reduktion eingeführt und wachsen in es hinein.

Niederlassung in einer Reduktion bedeutete nicht sofortige Taufe von allen. Dieser Prozeß konnte noch Jahre oder auch Jahrzehnte dauern. Paucke berichtet, daß fünf Jahre nach seiner Gründung der Mocobier-Reduktion ungefähr die Hälfte der Bevölkerung die Taufe empfangen hatte<sup>80</sup>. Speziell mit den Kaziken scheint man es mit der Taufspendung nicht übermäßig eilig gehabt, vielmehr ihnen eingeschärft zu haben: »Wenn ihr getauft werden wollt, müßt ihr auch als Christen leben, und das heißt vor allem: mit einer Frau vorliebnehmen«<sup>81</sup>. Die Bereitschaft zur Übernahme mehr oder weniger magisch verstandener neuer Riten war verständlicherweise größer als die von ungewohnten ethischen Normen.

Es fehlen natürlich auch nicht die Berichte über die *Schwierigkeiten*. Paucke berichtet immer wieder über die »Saufgelage« bei den Mocobiern, die in blutigen Auseinandersetzungen zu enden pflegen und deren Abstellung sich als äußerst schwierig erweist<sup>82</sup>. Daß diese Festbankette eine eminente religiöse und gleichzeitig soziale Bedeutung hatten und für das Funktionieren der gegenseitigen Beziehungen unerlässlich waren, wenn sie auch

<sup>79</sup> Diese bedeuteten als Arbeitserleichterung eine tiefgreifende Veränderung des ganzen Lebensrhythmus; vgl. MELIÀ (Anm. 3), 148–50, 178–80. Vgl. P. RICHTER (von den Maynas): »Verehere ich dem Casiki (Kaziken) eine Hand- oder Holz-Hacken, so gehet die ganze Heerd samt ihm mir in den Schaaf-Stall Christi nach«. Er berichtet dann von einem Indianer, der ihm seinen Sohn für eine Axt geben will; auf seine Vorhaltungen, daß ein Mensch doch unendlich viel mehr wert sei als eine Axt, erwidert dieser: »Söhne zeugen kann ich jederzeit, aber nicht eine Axt herstellen«; WB, Br. 26, S. 70f (von 1686).

<sup>80</sup> Zwettler-Codex, 305.

<sup>81</sup> Ebd. 344–50.

<sup>82</sup> Ebd. 306–08, 326–30.

nicht selten zur Enthemmung von Agressionen führten, ist uns heute bekannt, entging jedoch den damaligen Missionaren<sup>83</sup>. Hier und auch manchmal gegenüber der Polygamie der Kaziken gewährten die Patres freilich in der ersten Generation eine gewisse Toleranz. Dies galt nicht für die Tötung mißgebildeter Kinder oder auch von Zwillingen – verständlich, wenn man sich den Lebenskontext vergegenwärtigt, denn Platz für Behinderte gab es zwar in der Reduktion, nicht jedoch im Wald und bei den periodischen Wanderungen. Auch diese Bräuche ließen sich nicht schlagartig unterdrücken<sup>84</sup>. Bei den Chaco-Stämmen berichtet Dobrizhoffer, daß die Patres sie zwar dazu bewegen konnten, Frieden mit den Spaniern zu machen; aber der Frieden galt dann nur mit der nächstgelegenen Stadt. Stattdessen zogen sie dann auf Raub zu ferngelegenen Städten aus und ließen den Pater mit den Frauen, Kindern und Alten allein in der Reduktion zurück, und dies mit der Begründung: um nicht die kriegerische Tapferkeit zu verlieren und dann von den Spaniern unterjocht zu werden, müssen wir den Krieg wenigstens mit einer spanischen Provinz fortsetzen!<sup>85</sup>

#### DAS ENDE

Paucke, ebenso Dobrizhoffer, Knogler, Martin Schmid und Eder haben noch die Katastrophe von 1767/68, also die Vertreibung der Jesuiten und das Ende der Reduktionen in der bisherigen Form, erlebt. Sie haben uns auch darüber z.T. eingehende Berichte überliefert: über das mehr oder weniger brutale Vorgehen der Behörden, aber auch über Erweise des Mitgeföhls und der Teilnahme, über die Schwierigkeiten, die die Indianer hatten, andere Seelsorger zu akzeptieren. Die Frage stellt sich: Erfuhren die Patres nichts von der Entwicklung in Europa, wo die Machtposition des Ordens immer mehr wankte, wo bereits in Portugal und Frankreich die Jesuiten vertrieben waren? Ahnten sie nichts von der kommenden Katastrophe? Die Antwort gibt Paucke: »Wir hörten wohl immer, daß alles auf unseren Sturz losginge, aber keiner konnte es glauben, und jeder gedachte, es wäre unmöglich, daß die Christ-Katholischen Könige so viel tausend und tausend bekehrte Indianer ihrer Seelenhürten sollten berauben oder zu Grund gehen lassen«. So für das Jahr 1765. Und dann im folgenden Jahr 1766: »die Verfolgung wuchse allezeit mehr; aber wir träumeten noch nichts von dem unglücklichen Schicksal, welches uns bei Christlichen Höfen androhete. Wir machten unsere Ämter allenthalben immerfort, und je grösser

<sup>83</sup> MELLÄ, El Guarani: experiencia religiosa (Anm. 19), 48f.

<sup>84</sup> Zwettler-Codex 305, 449–51; WB, Br. 170, S. 68 A.

<sup>85</sup> DOBRIZHOFFER III, 157f.

die Verfolgung ware, desto eifriger hielten wir an, Heyden zu bekehren«<sup>86</sup>. Man kann vielleicht das Urteil wagen, daß die Jesuiten in den Reduktionen in ähnlicher Weise auch Opfer ihres allzu großen und naiven Vertrauens auf den König geworden sind, wie der Orden als solcher 1773 Opfer seines allzu großen und naiven Vertrauens auf den Papst wurde.

---

In den Berichten der deutschen Jesuitenmissionare des 18. Jahrhunderts ist, gemessen an den Kategorien und Möglichkeiten der Zeit, sicher ein hohes Maß an Bereitschaft vorhanden, den Anderen und Fremden zu verstehen, sich auf seine Welt einzulassen, Gewohntes hinter sich zu lassen, europäische Vorurteile abzulegen. Letzten Endes motiviert war dieses Bemühen von dem Impuls, in der Nachfolge Jesu zu den Letzten und Ärmsten zu gehen, zu den Menschen, bei denen zunächst einmal vieles fremd und abstoßend wirkt. Seine Grenze hatte dieses Verstehen des Fremden freilich im Verstehen der einheimischen Religion. Hier war eine Schranke, die vom damaligen christlichen Bewußtsein nicht durchbrochen werden konnte.

<sup>86</sup> Zwettler-Codex, 373.